

In freier Stunde

♦ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ♦

Nr. 60.

Posen, den 13. März 1929.

3. Jahrg.

Copyright by: Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62, Keithstr. 5.

Das kalte Nest.

Originalroman von Uja Barthel-Winkler.

(16. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten.)

„Leben, Tante, jung sein! Lustig, lustig!“ klatschte Hilde in die Hände. „Draußen regnet's abscheulich, aber bei uns scheint die Sonne!“

„Weiß Gott, die scheint!“ sagte Frau Else. „So viel habe ich lange nicht gelacht wie jetzt, da du hier bist.“

„Oh, es war die höchste Zeit, daß ich kam. Ihr waret schon recht sauerköpfig — aber das Sonnige, das ist hellerische Art, Tante; so sind wir alle!“

„Ihr habt wohl auch keine Sorgen!“ wehrte Hanns Herbert ab, beschwert von ihrer quacksilbrigen Ausgelassenheit.

Hildes lachendes Gesicht sah ihn schmolend an.

„Muh, Herr Better! Alter Brummbär! Nein, Gott sei's gedankt. Sorgen kenn' ich nicht. Was ist das? Ein altes, graues Weib, Spinnfäden über Gesicht und Hände, zahlos, tiefäugig, halbnackt, mit zerrissenen Kleidern... äh! Solche Hofdamen lieb' ich nicht!“

„Du bist ein rechtes Kind!“ lächelte flüchtig Hanns Herbert.

Sie legte ihre Linke auf seine Rechte und schaute ihm nah in die Augen.

„Meinst du, Better Brummbär? Kinder sind dumm und passen nicht unter Erwachsene. Ich bin nicht dumm. Ich sehe und höre alles. Ich schau' einem Menschen durch und durch bis auf den Grund der Seele. Auch in deine Seele. Schließ' sie nur immer zu!“

Hanns Herbert fuhr sich unbehaglich nach dem Kragen und stand auf.

„Wenn es dir Spaß macht, gute Unterhaltung!“ spöttelte er. „Es wäre wohl alles leichter auf der Erde, wenn es so einfach wäre, Menschen zu durchschauen. — Ich muß fort!“

„Auf Wiedersehen, Hanns Herbert!“ Die Mutter streichelte ihn. „Wilst du heute abend nicht einmal mit Hilde ausfahren?“

Er schüttelte den Kopf.

„Quält mich nicht! Ihr wißt doch, ich mag nicht unter Leute.“

„Und ich hab' mich so gefreut, wenn ich nach der Großstadt komme, etwas zu sehen und zu hören!“

Aber Hanns Herbert achtete nicht auf ihr Gebettel.

„Auf Wiedersehen!“

Die Tür klappte hinter ihm ins Schloß.

Hilde sank ein klein wenig zusammen; ein Zornesblich schoß aus ihren blauen Augen hinter ihm her. Dann aber veränderte sich ihr Gesicht in scheinheiligem Rummer. Sie wandte sich langsam wieder um zu Frau Else. Ihre Blicke begegneten sich.

„Es ist entsetzlich, Tantchen!“ klagte sie. „So ein herrlicher Mann wie dein Sohn — und trauert diesem unwürdigen Geschöpf nach! Was hat er nur an ihr? Eine Schönheit ist sie nicht — das sieht man auf den Bildern. Geld hat sie nicht — nicht einen Pfennig, wie

du sagst. Einen großen Namen oder sonst eine Bedeutung besitzt sie auch nicht — Tippfräulein war sie! Wo haben sie sich eigentlich kennengelernt? Ich begreife Hanns Herbert nicht!“

„Ach, Kind, er brachte sie eines Tages mit nach Haus. Weiter hab' ich nichts gefragt. Er liebte sie. Sollte ich das Glück meines Sohnes zerstören? Solch eine Mutter bin ich nicht. Aber ich wünschte, ich wünschte, er hätte sie nie gesehen! Wärest du doch ein, zwei Jahre eher hierher gekommen!“

Hilde rutschte auf ihrem Stuhl hin und her und erötete.

„Tantchen, um deinetwillen wünschte ich's schließlich auch! Aber — ist es denn schon zu spät?“

Das klang ganz kindlich einfach.

Erstaunt blickte Frau Else sie an.

„Wie meinst du das, Hildchen?“

„Puh! Unsere Zeit hat uns gelehrt, Verträge sind Fetzen Papier! Warum nicht auch Eheverträge? Ist denn eine Scheidung etwas so Unmögliches?“

Fast verlegen rückte Frau Else an ihrem Teller.

„Diese Anschauungen, liebe Hilde —“

Das blonde Mädchen lenkte sofort ein.

„Um des Himmels willen, Tantchen, hör' nicht auf mich! Ich bin ein kleines Ungeheuer — das weißt du doch! Was mir so einfällt, das schick' ich auch wieder in die Welt hinaus. — Aber heut' denken alle Menschen wie ich. Es gibt keinen, der eine Scheidung noch für etwas Besonderes hält. Und ich meine, wenn ein hochanständiger, bedeutender Mann wie dein Sohn durch eine so minderwertige Frau unglücklich wird — was bleibt da anders übrig?“

„Daran — hab' ich noch nicht gedacht,“ sagte die Mutter leise.

Aufgeregt schlenkerte Hilde mit den Füßen.

„Bedenk' doch, Tantchen, sechs Wochen wartet er nun schon auf ihre Rückkehr. Sie denkt gar nicht daran! Auf seine Briefe ein glattes Nein; er hat's uns ja selber gesagt. Was will denn diese Frau? Er soll sich von ihr trennen! Ein so vornehmer Mensch wie Hanns Herbert läßt doch sein Mütterchen nicht im Stich!“

„Nein!“ Frau Elses Mund zuckte. „Ich würde sehr unglücklich sein, wenn er ihr den Willen täte — dieser Undankbaren!“

„Sechs Wochen! Was mag sie in den sechs Wochen schon alles erlebt haben! Umsonst läuft man doch nicht aus einer so guten Ehe davon! Ich traue' der ganzen Geschichte nicht!“

Frau Else lächelte.

„Du altkluges Kind!“

„Ach, Tantchen, bei uns im Haus verkehren so viel bedeutende Menschen! Seit Papa Bürgermeister ist, geht's ein und aus wie im Taubenschlag. Künstler, Gelehrte, Offiziere, Schriftsteller — was du willst. Da lernt man schon in der Jugend die Menschen kennen!“

„Ja, ja, deine Mutter macht ein großes Haus — aber es wird sie auch ein ungeheures Geld kosten.“

„Wir haben's ja dazu!“ lachte Hilde. „Oh, was meinst du, Tante: wenn ich einmal heirate, bekomme ich meine dreißigtausend Mark im Jahr!“

Anerkennend nickte Frau Else.

„Das freut mich für dich.“

Hilde sprang auf.

„Ich werd' ihn schon kribbelig machen, deinen Hanns Herbert!“ lachte sie übermütig. „Er soll nicht immer dieser geschorenen Nonne nachtrauern! So eine Dummheit — wie sie sich nur ihre langen Haare abschneiden konnte! — Jede Gans läuft heut so herum! Ich werde mich hüten. Hast du schon mein langen Haare gesehen? — Na, guck einmal!“

Mit ein paar schnellen Griffen löste Hilde ihre Flechten und schüttelte sie auseinander. Dicht fiel das blonde Gelock bis in die Kniekehlen.

„Sehr schön!“

„Ich bin auch mächtig stolz darauf!“

„Das kannst du auch,“ seufzte Frau Else. „Ach, du bist ein Irrewisch und hast doch so viele vernünftige Anschauungen!“

„Meine Mutter hat mich streng erzogen! Dich hat sie mir immer als das Muster einer klugen, vornehmen, bewunderungswürdigen Frau vorgehalten. Als ob ich ein Musterkind werden möchte. Bin mit meinen zwanzig auch schon zu alt dazu!“

„Ich wünschte, Hedwig hätte etwas von deiner Einsicht und Anpassungsfähigkeit gehabt! Mein Sohn wäre heute nicht unglücklich!“

Damit machte sie eine Bewegung, um aufzustehen. Hilde sprang herzu, half ihr den Stuhl zurückschieben und bot ihr den Arm.

„Und was wirst du jetzt tun, Hildchen?“

„Wenn du erlaubst, Tanten, dann schmökere ich ein bißchen in deinem gelobten Kochbuch herum.“

„Schau, schau! — Na, langweile dich nicht dabei!“

Mit erhobenem Zeigefinger verschwand sie in ihrem Zimmer.

Hilde Heller aber dachte nicht daran, sich über das Kochbuch ihrer Tante zu setzen. Sie riegelte sich ein, entnahm ihrer Handtasche ein silbernes Döschen und entzündete sich eine Zigarette.

Sie setzte sich rittlings auf eine Sessellehne.

„Lächerlich!“ dachte sie. „Sich so hinausbeißten zu lassen von dem alten Hausdrachen . . . ich hätte an Hedwigs Stelle sein mögen . . .“

Der Novembersturm raste mit voller Kraft durch die Straßen und heulte laut um die Ecken.

Hanns Herbert fror. Er dachte an Hedwig. Jeden Morgen und jeden Abend ging sie nun wie er durch die Straßen — zur Arbeit. Nichts hatte sie ihm verborgen, als er danach fragte. Jeden seiner Briefe beantwortete sie. Bitten, Beschwörungen, Vorwürfen, allem wußte sie Antwort; aber immer wieder das starre Nein — „nicht eher, als bis du dich entschieden hast“ . . .

Immer wieder nagte der Gedanke an ihm: und wenn er tat, was sie begehrte? Wie stand er dann vor seiner Mutter? Er wußte, wie sehr sie an ihm hing, wußte, wie sie einsam würde in ihrer großen Wohnung. Und wenn vielleicht die muntere Hilde bei ihr blieb? Ach nein, er wollte sich nichts in den Kopf setzen — auch Hilde heiratete einmal, und die Mutter wurde immer älter und gebrechlicher. Dann war sie angewiesen auf das fremde Dienstmädchen oder eine Krankenschwester. Ohne Liebe, ohne Teilnahme.

Sollte das ihr Los sein, das Los Tausender armer, einsamer Menschen? Hatte er nicht ihre Güte hundertfach empfangen? Sollte er ihr so lohnen?

Ein kaum zu bewingender Bohn sprühte gegen Hedwig in ihm auf. Wie wenig beugte sie sich der Pflicht, der Liebe! Um ihres harten Wesens willen mußte seine Mutter, mußte er leiden. Er liebte sie — ja, je länger er von ihr fern war, um so mehr verlangte er nach ihr. Oft in seinen Träumen wuchs ihr Bild, wie sie früher war: voller Heiterkeit, strahlend in Frische und Freude . . .

Und nun? Nun saß sie wieder bei Schell und Sohn an der Schreibmaschine — nicht als rechte Hand des Leiters wie früher; der Posten war schon besetzt gewesen; nur als kleine, schlechtbezahlte Schreiberin. Aus Mit-

gefühl hatte man sie in ihrer bedrängten Lage aufgenommen . . .

Bedrängt!

Hanns Herbert lachte laut auf. Er hatte ihr Geld geschickt.

„Tu es nicht wieder, Hanns Herbert,“ schrieb sie und schickte ihm das Geld zurück. „Nach deiner und deiner Mutter Ansicht ist es ein Unrecht, daß ich meinen Weg gehe; so will ich ihn auch allein gehen, will es vor mir verantworten in allen meinen Taten. Was ich zum Leben brauche, verdiene ich mir. Bis ich mein erstes Gehalt bekomme, hilfst mir die gute, einfache Frau, bei der ich wohne — die mich aufnahm, als ich dicht am Rande war — die mir vielleicht das Leben gerettet hat. Denn, Hanns Herbert, es galt mein Leben!“

Und dabei blieb sie.

Immer wieder hatte er sie besucht, ihr Geld geben wollen, bis sie vernünftig geworden sei . . . immer wieder wies sie es zurück.

Da blieb er ihr fern.

Es war keine Lebensfreude mehr in ihm. Was nützte es, daß er strebte, daß er vorwärts kam mit seiner Arbeit? Seine Pläne waren auf dem großen Siedlungsrat gutgeheißen worden. Ueberall bewährten sich seine Gedanken. Im Frühjahr sollte mit dem Bau der Harz-Siedlung begonnen werden. Er wußte, das brachte Geld, Ansehen, Stellung . . . aber was galt es ihm, da er nicht für Hedwig arbeitete? Erst jetzt fühlte er, was sie ihm gewesen war . . . und manchmal erfaßte ihn eine ungeheure Angst, er könne sie für immer verlieren . . .

Mit solchem Grübeln kam er am Abend heim. Es war dunkel, der Wind heulte. Nahe seiner Wohnung trat er in einen Hausflur, um sich eine Zigarre anzustecken. Er betäubte sich in der letzten Zeit gern mit starkem Rauchen.

Während er seine Streichhölzer hervorholte, trafen sich zwei Männer vor dem Haus und begannen ein Gespräch. Brocken davon schlugen an sein Ohr, und er ließ das Hölzchen unangezündet zu Boden fallen.

Hatte er recht gehört? War das nicht sein Name gewesen?

Mit großen Augen lauschte er. Die Stimme schien ihm nicht unbekannt; vielleicht war sie die eines Mieters aus dem Hinterhaus seiner Mutter.

„Nein,“ sagte jetzt der andere, „ich hab' heute noch keine Zeitung gelesen.“

„Na, in der Zeitung steht's auch nicht!“ lachte der erste. „Ist nur 'ne ganz hübsche und lehrreiche Geschichte, wie die Großen diktun und doch auch nichts dahinter ist. Die Schwiegertochter unserer Frau Birkin, die die Nase nicht hoch genug tragen kann, ist doch vor einiger Zeit ausgerückt — wer weiß, warum. Bei der Alten möchte ich auch nicht versauern! Na, heut treff' ich sie auf der Straße —“

„Die Alte?“

„Ne, die Junge. — Ich staune — armseelig, schmal, mit einem dünnen Mäntelchen und —“

Die Stimme sank zum Flüsterton herab.

„Ja, ja,“ hörte Hanns Herbert dann wieder, „hat Pech, die gute Graek! Wer weiß, wo die Frau Schwieger-tochter das Götter aufgesehen hat!“

„Vielleicht hat er sie deshalb fortgejagt und —“

Die Stimmen verloren sich im Dunkel.

Hanns Herbert taumelte gegen die Wand. Das Herz schlug ihm so stark, daß er zu ersticken glaubte. Er biß die Zähne aufeinander, um nicht aufzuschreien; seine Nägel gruben sich in die Handflächen.

Dieses Lumpengesindel! . . . Seine Hedwig, seine Hedwig!

Die Knie wankten unter ihm. Hinaus — ihnen nach — sie niederschlagen —

Aber er war wie gelähmt. Er röchelte, so schwer ging sein Atem.

Hedwig, seine Hedwig!

(Fortsetzung folgt.)

Ein Kapitel Einbildung.

Zu den wirklichen, echten Krankheiten, die trotz aller vielgerühmten Fortschritte der Heilwissenschaft auch heute noch in leider nur allzu großer Zahl und Mannigfaltigkeit die Menschheit heimsuchen, gefallt sich als eine nicht ganz unwichtige Gruppe die der eingebildeten Krankheiten.

Der fruchtbarste Boden für die Entwicklung eingebildeter Krankheiten ist die übertriebene Selbstbeobachtung. Ebenso wie ein unerquickliches Ereignis, eine unwillkommene Nachricht, dadurch, daß man ständig daran denkt und alle möglichen Folgen in Erwägung zieht, schließlich in der Vorstellung die Bedeutung eines Niesenunfalls gewinnt, so wird auch ein Unbehagen, ein Krankheitssymptom, das einen andauernd beschäftigt, leicht zu einem schweren Leiden gesteigert; durch die Brille der Selbstbeobachtung wird es um das Hundert- und Tausendfache vergrößert. Und nicht nur das; die Schmerzen, an die wir immerfort denken, sind tatsächlich auch heftiger, sie tun auch in Wirklichkeit mehr weh, während umgekehrt selbst ein sehr starker Schmerz durch Ablenkung der Aufmerksamkeit zeitweilig ganz aus dem Bewußtsein und der Empfindung zu schwinden vermag. Es geht schon hieraus hervor, daß eingebildete Krankheiten besonders bei solchen Leuten zu finden sein werden, die viel Zeit haben, an sich zu denken.

Wir finden die übertriebene Selbstbeobachtung und mithin auch die Neigung, sich allerhand Krankheiten einzubilden, nicht selten unter den Mitgliedern einzelner Familien ganz besonders verbreitet. Einflüsse der Erziehung und der Nachahmung sind da gewöhnlich im Spiele. Wenn Eltern z. B. eine allzu große Ängstlichkeit und Besorgnis um die Gesundheit ihrer Kinder zur Schau tragen, bei jedem Luftzug eine Erkältung, bei jedem Fall eine Gehirnerschütterung usw. befürchten, so werden diese dazu verleitet, den Zuständen ihres Körpers ungebührliche Beachtung zu schenken, und man züchtet auf solche Weise nur allzu leicht jugendliche Hypochondrien.

Viele Menschen werden von der immer wiederkehrenden Furcht geplagt, an dieser oder jener ganz bestimmten Krankheit zu leiden. Gewöhnlich hängt das damit zusammen, daß in der näheren Verwandtschaft oder Bekanntschaft ein derartiger Krankheitsfall vor kürzerer oder längerer Zeit vorgekommen ist.

Weiterhin wird die Vorstellung, krank zu sein, sehr stark gefördert und begünstigt durch das Lesen über allerhand Krankheiten. Gewiß ist eine Aufklärung der Laien durchaus wünschenswert über die ersten und leicht übersehbaren Anzeichen von Krankheiten, die gerade im Beginn verhältnismäßig leicht und sicher heilbar sind. Indessen jene Belehrungen in der Art, wie sie vielfach erteilt und wie sie aufgefaßt werden, erzeugen ein gefährliches Halbwissen, sie heugen nicht Krankheiten vor, sondern schaffen eingebildete Krankheiten.

Der tiefere Grund dafür, daß im Anschluß an mündliche Berichte oder an die Lektüre über Krankheiten nur allzu leicht der Glaube erweckt wird, man leide an der gleichen Krankheit, liegt in der außerordentlichen Vieldeutigkeit, die sehr vielen Krankheitssymptomen, zumal gerade den für den Laien leicht erkennbaren, zukommt.

Ein Fehler, der besonders häufig zu Falschschlüssen verleitet und dazu führt, sich unrichtigerweise Krankheiten einzureden, die gar nicht existieren, ist die unrichtige Bewertung des Schmerzsymptoms. Zunächst beweist die Heftigkeit eines Schmerzes nichts für die Schwere der zugrunde liegenden Krankheit. Eine kleine hohle Stelle im Zahn kann die unerträglichsten Schmerzen verursachen, und auf der anderen Seite verlaufen manche tödliche Leiden so gut wie schmerzlos. Vor allem aber ist es zutreffend, wenn man aus dem Orte des Schmerzes ohne weiteres auf eine Erkrankung der an dieser Stelle liegenden inneren Organe schließt, wie es so oft geschieht. Wie viele bilden sich ein, wenn sie Brustschmerzen verspüren, Lungenkrank, wenn sie Kreuzschmerzen spüren, nierenkrank zu sein, wenn sie Stiche in der Herzgegend empfinden, einen Herzfehler zu haben, wenn ihnen der Bauch weh tut, an einer Blinddarmentzündung erkrankt zu sein! Das kann zwar gelegentlich zutreffen, mindestens ebenso oft trifft es aber nicht zu, mindestens ebenso oft sind die Brust- und Kreuzschmerzen einfache Muskelschmerzen, sind die Herzstiche rein nervöser Natur und rühren die Leibes Schmerzen von einer einfachen Verdauungsstörung her.

Es ist keineswegs immer ohne schädliche Folgen, sich eine Krankheit einzureden. Natürlich bekommt man nicht einfach dadurch, daß man sich einredet, Krebskrank oder schwindelhaftig zu sein, ohne weiteres den Krebs oder die Schwindelsucht, aber die tiefe seelische Verstimmung, die oft infolge einer derartigen Einbildung den Menschen ergreift, kann Appetitlosigkeit, verminderte Nahrungsaufnahme, gestörten Schlaf hervorrufen und auf diese Weise einen körperlichen Zustand herbeiführen, der nunmehr tatsächlich den Verdacht einer ernsten Erkrankung nahelegt. Wer sich einbildet, einen organischen Fehler am Herzen zu haben, der bekommt zwar dadurch noch keinen, wohl aber können sich bei ihm infolge der ständigen Beobachtung seines Herzens und dessen Tätigkeit nervöse Herzbeschwerden lästiger Art, wie Herzklopfen, Herzstiche und selbst Unregelmäßigkeiten der Herzstätigkeit einstellen, die der Einbildung erst recht Nahrung geben. Und schließlich gibt es Fälle, in denen der Gedanke, von einer bösen und unheilbaren Krankheit befallen zu sein, die Menschen mit der

Macht einer Zwangsvorstellung derart beherrscht, daß er sie bis zum Selbstmord treibt.

Schließlich aber kommt ein Typus von eingebildeten Kranken vor, denen absolut nicht zu helfen ist; sie sind unheilbar, wenn sie auch zum Glück dabei alt und grau werden können. Es sind das jene Menschen, die sich heute diese und morgen jene Krankheit einreden; bei jedem Luftzug glauben sie, sich eine Lungenentzündung geholt zu haben; nach jeder Nahrungsaufnahme befürchten sie eine Vergiftung; nach der Einatmung von Staub sind sie überzeugt, die Schwindelsucht erworben zu haben; nach dem Trinken von Wasser bedroht sie bestimmt eine Erkrankung an Typhus; haben sie sich die Haut geritzt, so sind sie sicher, eine Blutvergiftung zu bekommen! Molière hat mit seinem Blid das Komische dieses Menschentypus erkannt und ihm in seinem köstlichen Lustspiel „Der eingebildete Kranke“ ein bleibendes Denkmal gesetzt.

Der Sonnenfinsternis entgegen!

Eine der wichtigsten wissenschaftlichen Expeditionen, an deren Spitze vier bekannte englische Astronomen stehen, wird Ende dieser Woche nach dem malaischen Inselarchipel aufbrechen, um während der Sonnenfinsternis des 9. Mai Beobachtungen anzustellen und ein für allemal die Richtigkeit der Einsteinschen Theorie zu untersuchen. Gleichzeitig werden 100 Instrumentenkisten mit Teleskopen, photographischen Apparaten usw. für die Untersuchungen mitgenommen werden. Es handelt sich um die feinsten und genauesten Meßinstrumente, mit denen nach Möglichkeit Fehler, die das Resultat der Untersuchung beeinträchtigen könnten, vermieden werden. Englische Astronomen haben bereits 1919 Beobachtungen auf Grund der Einsteinschen Theorie mit Erfolg angestellt. 1922 haben auch die Amerikaner die Stichhaltigkeit dieser Theorie festgestellt. Bei den jetzigen Untersuchungen werden Astronomen vieler Länder die Sonnenfinsternis beobachten, eine Tatsache, die von internationalem Wert ist. Der König von Siam beabsichtigt, sich der Expedition anzuschließen.

Einsteins Theorie besagt in Kürze, daß ein Lichtstrahl, der nahe der Sonne vorbeigeht, von seinem Wege abgelenkt wird. Der Stand der Sterne, wie wir ihn erkennen, ist eher ein relativer als ein exakter. Gewöhnlich sind die Sterne unsichtbar, wenn die Sonne am Himmel steht; während einer Sonnenfinsternis aber, wenn die Sonne minutenlang verborgen bleibt, kann man die Sterne photographieren. Diese Photographie wird über eine Nachtaufnahme aus demselben Himmelsabschnitt darüber entwickelt, und jeder Unterschied in der Lage der Sterne ist ein Beweis für Einsteins Behauptung.

Die diesjährige Sonnenfinsternis wird vermutlich fünf Minuten dauern und genügend Zeit zu teleskopischen Photographien lassen.

Die Prüfung auf Arbeitseignung.

Von Dr. Erwin Trendel.

Die Bestrebungen, durch sorgsam konstruierte Apparate Messungen vorzunehmen, in welchem Maße die einzelnen Menschen für eine bestimmte Arbeit, Arbeitszeit und Arbeitsintensität, brauchbar und geeignet sind, gehen schon auf ziemlich lange Erfahrungen zurück. Da wir in dem Zeitalter der Maschinen uns angewöhnt haben, durch Meßinstrumente die Maschine genauer zu erproben und zu kontrollieren, ihre Leistungsfähigkeit zu messen und zu charakterisieren, so ist es weiter kein Wunder, daß wir schließlich auch begonnen haben, mit allen möglichen Messungen und Versuchen den Menschen in seiner Arbeitsfähigkeit und Eignung zu registrieren. Seit vielen Jahren werden in der Deutschen und Preussischen Hochschule für Leibesübungen, die in zahlreichen industriellen Betrieben, in medizinischen Forschungsinstituten und an anderen Stellen solche Prüfungen durchgeführt. Ganz besonders bewährt haben sich diese Prüfungsmethoden auf dem Gebiete des Sports. Hier hat man erst mit Hilfe dieser systematischen Untersuchung ganz allmählich gelernt, welche besonderen körperlichen Veranlagungen für die einzelne Sportart erforderlich sind, so daß man heute im allgemeinen in der Lage ist, einem jungen Menschen, der sich intensiv dem Sport widmen will, auf Grund solcher Prüfungen und Versuche zu sagen, welche Sportart für ihn die geeignetste ist, in welcher er es zu besonderen Leistungen bringen kann.

Aber nicht nur im Sport finden diese psychotechnischen Eignungsprüfungen Verwendung. Dr. Schulte, der Leiter der Psychotechnischen Hauptprüfstellen, hat eine Fülle von Apparaten konstruiert und zusammengestellt, mit deren Hilfe es möglich ist, die Eignung für jeden einzelnen Beruf genau festzustellen. Da ist zum Beispiel ein sogenannter Langweilprüfer. Hier wird die monotone Stanzarbeit täuschend ähnlich nachgeahmt. Durch ein in den Apparat eingebautes Zählwerk läßt sich genau nachprüfen, wie groß die Arbeitsleistung des Prüflings in einem bestimmten Zeitraum ist. Ungenauigkeiten bei der Arbeit werden durch eine besondere Einrichtung sofort einwandfrei festgestellt. Durch mehrfache Stichproben läßt sich nun feststellen, ob sich die Arbeitsleistung des Prüflings bei Ausführung

einer absolut monotonen Arbeit noch Ablauf einer längeren Zeit vermindert.

Ein zweiter Apparat dient beispielsweise zur Prüfung der Tastempfindlichkeit. In dem Apparat kann eine rotierende Tastscheibe neben einer verstellbaren zweiten kleinen Tastscheibe in beliebiger Geschwindigkeit hin und her bewegt werden. Der Prüfling muß dabei angeben, welche der beiden Flächen er mit den Fingerspitzen jeweils berührt, ohne daß er dabei auf den Apparat sieht.

Ein anderer Apparat, der Sozialispraxer, soll Gewissenhaftigkeit, Willigkeit und Pflichtgefühl feststellen. Hier muß in einem unregelmäßig gebogenen Rohr durch Druck auf zwei Gebläse, wie wir sie etwa von den Parfümzerstäubern kennen, von denen je eins in jeder Hand gehalten wird, eine Quecksilbersäule durch den Luftdruck zwischen zwei markierten Punkten des Rohres gehalten werden. Wenn sich der Druck, den der Prüfling auf die Gebläse ausübt, vermindert oder verstärkt, so daß das Quecksilber steigt oder fällt, so treten Signale in Betrieb, die sofort die Abweichungen von den vorgeschriebenen Leistungen konstatieren. Alle Fähigkeiten des Auges: Sehschärfe, Helligkeitsempfindung, Farbtätigkeit, Augenmaß können gemessen werden, um festzustellen, ob der Prüfling sich zum Photographen, Dekorateur, Schneider usw., überhaupt zu allen mit der Textilindustrie zusammenhängenden Berufen eignet, die besonders große Anforderungen an das menschliche Auge stellen.

Die bekannte Prüfung für Autolenter fällt auch in dieses Gebiet. Hier wird die Geistesgegenwart eines Menschen festgestellt, indem man ihm Lichtsignale und alle Geräusche der Straße in wirrem Durcheinander zuleitet. Die amtlichen Berufsberatungsstellen sind heute bereits mit solchen Prüfungsapparaten ausgerüstet. Es ist aber dringend notwendig, daß gerade die Berufsberatungsstellen noch viel mehr als bisher mit Prüfinstrumenten versehen werden. Gerade wenn die Berufsberater nicht so geschulte Personen sind, dürfte sich die Anwendung von Prüfinstrumenten als nützlich erweisen. Allerdings muß man bei all diesen Prüfungen damit rechnen, daß die momentane Willenseinstellung des Prüflings, dem an einem positiven oder negativen Ausfall der Prüfung gelegen ist, sicher eine so große Rolle spielt, daß die Resultate nicht als absolut einwandfrei gelten können. Letzten Endes gibt natürlich erst die praktische Arbeitsleistung das wirkliche Kriterium für die Eignung oder Nichteignung.

Eine Frau kämpft um einen Tiger.

Die Gattin eines reichen Amerikaners, Madame Kene-Tenner, eine Freundin exotischer Tiere, hat vor einiger Zeit von dem Tropenforscher Bertholet, der kürzlich aus Afrika nach Paris zurückgekehrt war, einen jungen Tiger zum Geschenk erhalten. Der Tiger bekam den Namen Cartouche, seine Herrin kaufte ihm einen wunderschönen Käfig mit vergoldeten Gittern; so zog der Tiger vor einiger Zeit in die Villa ein, die sich Frau Tenner in Isle-Adam bei Paris gemietet hatte.

Die Leute von Isle-Adam bereiteten dem jungen Tiger keinen besonders feierlichen Empfang, und schon einige Tage später taten sich die einflussreichsten Bürger der Gemeinde zusammen und sandten eine Deputation zum Bürgermeister, die diesem ihren Entschluß, das Tier in der Gemeinde nicht zu dulden, bekanntgeben sollte. Der Bürgermeister zerbrach sich längere Zeit den Kopf, wie man den jungen Tiger aus der Markung Isle-Adams ausweisen könnte und fand schließlich hierzu auch die juristische Handhabe. Frau Tenner erhielt daher kürzlich eine Aufforderung des Bürgermeisters, sie habe spätestens bis Ende dieses Monats für den Abtransport des unwillkommenen Tigers Sorge zu tragen.

Die schöne Frau, die inzwischen den jungen Tiger ganz besonders lieb gewonnen hatte, war verzweifelt. Sie beschloß, unter keinen Umständen der Forderung des Bürgermeisters nachzukommen und sich von ihrem Lieblingstier nicht zu trennen. Die Anordnung des Bürgermeisters wurde damit begründet, daß das Tier durch sein nächtliches Heulen die Ruhe der Bürger störe, daß es in der ganzen Umgebung der Villa einen penetranten Geruch verbreite und schließlich, daß die Möglichkeit gegeben sei, der Tiger breche aus dem Käfig aus und gefährde trotz seines noch verhältnismäßig jungen Alters das Leben der Gemeindebewohner.

Frau Tenner fuhr nun nach Paris. Dort suchte sie Jahnstrass den bekannten Advokaten Mesmin auf, dem sie die Verteidigung des gefährdeten Tigers anvertraute. Die Angelegenheit kam zur Austragung vor Gericht. Viele Neugierige stehen es sich nicht nehmen, dem Prozeß beizuwohnen. Zunächst kam der erste Einwand, das nächtliche Heulen, zur Erörterung. „Ein Tiger heult nicht“, meinte Madame, „ein Tiger miaut so wie eine Katze, und dies stört niemanden, zumal mein Tiger so gut erzogen ist, daß er schon in früher Abendstunde schlafen geht.“ — „Und was ist mit dem üblen Geruch?“ meinte der Richter. Frau Kene-Tenner sprang von ihrem Sitz erregt auf. „Das ist eine üble Verleumdung. Ich verwende täglich zwei Flaschen Parfüm, um Cartouche zu pflegen. Der Tiger duftet wie eine Dame. Der Gerichtsdienner, der mich auffuchte, hat sich hiervon persönlich überzeugt.“

Der Richter: Das Gericht kann sich nicht auf die Nase des Gerichtsdieners verlassen. Vielleicht war er an diesem Tage verknippt. Und schließlich ist die Möglichkeit vorhanden, daß der Käfig nicht stark genug gebaut ist. — Auch diesen Einwand

erwiderte Frau Kene-Tenner zu entkräften. „Mein Tiger war zwei Wochen lang im Schaufenster des größten Pariser Pelzhändlers, dem ich ihn aus Gefälligkeit geliehen habe, als Reklame ausgestellt. War dort der Käfig sicher genug befunden worden, so wird er sicher genug sein, wenn er in meiner Villa steht.“

Der Advokat Mesmin erörterte nun vom juristischen Standpunkte weit und breit, daß ein Bürgermeister gar nicht das Recht habe, einen Tiger aus der Gemeinde auszuweisen. Der Richter war anderer Ansicht. Er meinte, der Bürgermeister wäre im Recht. Das Gesetz spricht zwar nicht von Tigern, dafür aber von anderen überliefenden Tieren. So mußte sich Cartouche gefallen lassen, in der Urteilsbegründung nach und nach mit einem Schwein und schließlich mit einem Igel verglichen zu werden.

Als das Urteil den Beschluß des Bürgermeisters bestätigte, fiel Madame in Ohnmacht.

Gerhart Hauptmann und Goethe.

(Nachdruck verboten.)

Gerhart Hauptmann, der von einer Erholungskur in Bad Liebenstein zurückkehrte, kam durch eine thüringische Stadt und fand in einem Antiquitätenladen ein bibliophiles Werk, das ihm gefiel.

Der Preis, den der Händler forderte, schien ihm jedoch übertrieben, was er dem dicken Verkäufer auch offen sagte.

„Na schön,“ sagte dieser, „weil Sie es sind, sollen Sie das Buch billiger haben.“

„Sie kennen mich also?“ fragte Gerhart Hauptmann nicht ungeschmeichelt, daß seine Berühmtheit sogar bis zu einem so offensichtlich unliterarischen Mann aus dem Volke vorgebracht war, dem man ansah, daß ihm ein Glas Helles lieber war als alle Dichtungen der Welt.

„Au freilich, ich werde Sie doch kennen,“ schmunzelte der dicke Mann. „Den Goethe kennt doch ein jeder, seit ihn die Reichspost auf die Drei-Pfennig-Marken gesetzt hat.“

K. M.

Aus aller Welt.

Sprich, bis du umfällst! Es hat schon viele Rekorde gegeben. So verschieden die Menschen sind, so verschieden sind auch ihre Interessen, und nicht minder mannigfach sind die Methoden, mit denen sich ein Teil von ihnen bei den Mitmenschen bemerkbar zu machen sucht. Denn diese Rekorde haben die Eigentümlichkeit, daß sie neben dem Ruhm auf zu irdischen Gütern verhelfen. Wenn das nicht wäre, gäbe es ihrer lange nicht so viele. Jemand einer lebt immer vom Rekord, und wenn es der Manager ist. Ja, die Veranstalter sind es, die immer auf neue Wege des Wettstreites, auf neue Rekorde sinnen. Nun haben sie auch diesen neuen prächtigen Kampf „Sprich, bis du umfällst“ erfunden. Der Redner mit dem längsten Atem, der Kehlkopf mit den eisernen Stimmbändern muß gekrönt werden. Diesmal begab sich das in Los Angeles. Wie es geschah, zeigt ein lustiger Bilder-Artikel in der neuesten Nummer (11) des Illustrierten Blattes Frankfurt a. M. Zwei bedeutende Artikel beschäftigen sich mit der internationalen Politik. Der eine heißt „Das Geheimnis um T. E. Lawrence“. Er zeigt bisher unbekannte Aufnahmen des ungekrönten Königs der Araber, der vor einigen Jahren mit seinem Buch „Aufstand in der Wüste“ großes Aufsehen erregte, und den Engländern in ihrem schwierigen Kampf mit ihren Kolonialländern viel zu schaffen machte und vielleicht auch noch zu schaffen machen wird. Nach einem alten, fast verschollenen Druck ist die Nummer in der Lage, den Lesern den ersten Salonzug des Papstes zu zeigen. Ein dritter politischer Artikel befaßt sich mit dem Studentenaufstand in der Mandschurei, während Bilder von der Kälte in London und Hermannshausen auf den immer noch kalten Winter hinweisen. Ein großer Bilder-Aussatz über das Berliner Schlachthaus, sowie Aufnahmen von Film und Theater vervollständigen die reichhaltige Nummer. Das Blatt ist von Anfang der Woche an zu haben.

Fröhliche Ecke.

Musikverständnis. Edmund Treu hat wenig musikalisches Verständnis.

Aber von „Friederike“ hat er etwas gehört.

Von dem großen Wiener Operettenerfolg des Altmeisters Lehar.

Also schön; Edmund Treu geht eines Tages, sich die Sache anzuhören.

Er erlebt den ersten, wenig operettenhaften Akt.

Der Vorhang fällt.

„So ein Schwindel,“ nimmt sein Hütchen und geht nach Hause. „Wenn ich mich langweilen will, hätte ich wenigstens gleich in die Oper gehen können.“

J. H. R.

Reingefallen. Schulz Hetmann sucht einen Spezialarzt auf, bei dem der erste Besuch fünfzig Mark kostet! Sonst zwanzig Mark. Um nun dreißig Mark zu sparen, spricht er beim ersten Besuch zum Arzt:

„Herr Doktorleben, da bin ich wieder, mein Befinden hat sich aber noch immer nicht gebessert.“

Arzt: „So, na führen Sie die Kur, die ich Ihnen verordnet habe, vorläufig fort und kommen Sie in einer Woche wieder.“